

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

13. (4. ordentliche) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

13. (4. ordentliche) Versammlung des XXI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Oktober 1912 im Sitzungssal des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis IX, XI bis XVIII und XXI her.

A. Allgemeines.

I. Es wird über das Festspielunternehmen, (Hohenzollern-Festspiel) auf der von der Brandenburgia 1911 in Pichelswerder benutzten Naturbühne berichtet, das ein Spandauer Ausschuß, wie schon mehrfach erwähnt, in diesem Jahre unter technischer Leitung des Herrn Oberregisseur Heinrich Frey unternommen. Es hat eine Verhandlung, an der diesseits Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses, sowie ein Techniker-Mitglied und auf der andern Seite Oberbürgermeister Geheimrat Koeltze, der Oberbürgermeister Wolf, ferner, der Spandauer Stadtbaurat und ein Spandauer Festspielausschußmitglied (gleichzeitig einer der dortigen Hauptgläubiger) teilgenommen. Die wenigen der Brandenburgia noch gehörigen Baulichkeiten auf dem Festspielplatz sind für 150 Mark dem Zimmermeister Florian überlassen und dieser Beitrag sofort zur Schuldentilgung in dieser Höhe verwendet worden. Auch hat derselbe Gläubiger die 500 Mark erhalten, welche uns Ihre Kgl. Hoheit die Frau Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz gespendet. Wieweit nun noch sonst der Brandenburgia von den etwaigen Überschüssen aus dem Spandauer Festspielunternehmen dieses Jahres zufließen wird, muß abgewartet werden, nach den Eröffnungen, welche die Spandauer Herren uns gemacht, sind leider die Hoffnungen sehr geringe.

B. Persönliches.

II. Eine persönliche Einladung ist an die Mitglieder ergangen, sich bei einer Fahrt nach Erkner und der Löcknitz am 3. k. M. zu begeben, um festzustellen, wie weit die beabsichtigten Veränderungen im Laufe

des reizenden Fließchens geeignet sind, das Landschaftsbild ernstlich durch Verunstaltung zu schädigen. Die Brandenburgia wird im Frühling 1913 nach derselben Gegend eine Wanderfahrt mit Unterstützung des Verschönerungsvereins von Erkner (Vorsitzender Herr Dr. med. Möller) unternehmen, insbesondere auch feststellen, ob es richtig ist, daß die Fontane-Promenade und die nach mir benannte Friedel-Promenade in der Tat ernstlich, wie behauptet worden ist, bedroht werden.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

III. Vorlage: Mitt. des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg. Oktober 1912. S. 107. Am 21. September d. J. starb zu Frankfurt a. O. der Fischereibesitzer August Hübner (geboren 16. August 1849 zu Altenhof am Werbellinsee, aus alter märkischer Familie). Der mir seit vielen Jahren persönlich bekannte Fischwirt hat um die Hebung der Fischzucht in unserer Provinz sich die größten Verdienste erworben; bekannt waren seine Fischbrut- und Fischzuchtanlagen in Thalmühle bei Frankfurt a. O. Seine früheren Veröffentlichungen faßte H. 1905 in dem Buche zusammen: „Fischwirtschaft. Gesammelte Arbeiten aus 25 jähriger öffentlicher Tätigkeit und 40 jähriger Praxis.“ — Entenzucht am Havelluch zwischen Rathenow und Havelberg. S. 127: Man trifft hier Hausenten in vielen Schoofen scheinbar ohne Aufsicht. Wenn nämlich Ende Mai oder Anfang Juni die Enten ihre ersten Jungen ausgebracht haben, läßt man diese eine gute Woche mit der Mutter im Hofe oder in Tümpeln und Gräben des Dorfes umherwackeln. Dann werden die kleinen Dinger von den Besitzern mit bestimmten Zeichen an den Schwimmhäuten versehen, einer Art Haus- und Hofmarke. Ein jeder Besitzer hat seine bestimmte Marke, bestehend in kleinen Einschnitten oder Durchlöcherungen an ein und derselben Stelle der Schwimmhäute. Dann bringt man die junge Brut hinaus in die weiten Wiesen oder an die Ufer des Flusses oder seiner toten Arme und Zuflüsse. An einer etwas geschützten und höher gelegenen Stelle wird ihnen eine Schicht Stroh ausgebreitet. Sie müssen namentlich in der ersten Zeit gegen die Kühle des Bodens und gegen zu hohes Wasser geschützt werden. Auch sollen sie eine trockene Stelle finden, wenn sie zu stark vor dem Umhertummeln ins Wasser durchnäßt worden sind. Alsdann aber bleiben die Entenvölker, gleich dem Vieh in den Marschen, den ganzen Sommer über sich selbst überlassen. Hechte, Wasserratten, gelegentlich auch einmal Freund Adebar vernichten wohl einige Entlein, aber die große Menge gedeiht sehr gut. Ist der Sommer nicht gar zu naß, daß Krankheiten ausbrechen, dann sind die Enten im Laufe des Sommers feist und fett und werden seitens der vereinigten Eigentümer von den Wiesen und Wasserläufen nach einer eingehegten Stelle zusammengetrieben.

Nach dem Befunde der Fußmarken werden die Enten alsdann unter die Eigentümer verteilt. Das ist uralter Brauch, gewiß schon in der Wendenzeit und vor dieser bei den dortigen Germanen üblich gewesen.

D. Kulturgeschichtliches.

IV. Vorlage: Eine Hochschule für Großgermanische Kultur. Berlin 1912. Der ungenannte Verf. (in dem wir Robert Mielke vermuten) regt eine solche, auf alle germanischen Stämme abzielende Vereinigung an. Darin sollen behandelt werden: die heimatliche Landschaft der Germanen, ihr Volkstum, ihre Geschichte und Kultur sowie die Volkswirtschaft. S. 11. „In der Organisation des Bildungswesens fände die großgermanische Hochschule, die naturgemäß von einem Kuratorium aus allen Ländern germanischer Zungen verwaltet werden müßte, ihre Stellung dadurch, daß von jedem der beteiligten Völker eine Anzahl von Studierenden mindestens ein volles Jahr zu ihrem weiteren Studium gesandt werden, die nach Vollendung ihrer wissenschaftlichen, künstlerischen, kaufmännischen oder gewerblichen Bildung hier die Vorbereitung zu einem Träger großgermanischer Kultur finden würden“. — Eine solche Vereinigungsstelle besitzen weder die Völker romanischer noch slavischer Zunge. Aber sie haben sie auch bei weitem nicht so nötig als die germanischen Stämme, die sich seit Alters bis auf den heutigen Tag eher feindlich als freundnachbarlich gegenüberstehen. Es wäre besonders Bayerns und seines Königshauses, des Schöpfers der Walhalla, würdig, eine solche großgermanische Arbeit in die Hand zu nehmen, bei der die uns am Herzen liegende Heimatkunde eine besonders wichtige Rolle zu übernehmen hätte.

V. 2 Marine-Vorlagen von u. M. Herrn Admiralstabssekretär Christoph Voigt.

a) die russischen Galeeren König Friedrich Wilhelm I. (Marine-Rundschau, Sept. 1912 S. 1278—1285.) — Die Zarin Anna Iwanowna schenkte dem König i. J. 1733 zwei Prachtgaleeren, nach ihrer Bemalung die rote und die grüne Galeere genannt. Abbildungen sind leider nicht bekannt. Sie wurden von Ruderbrücken aus mit langen Riemen bewegt und waren mit Geschützen versehen. Nach mancherlei Hindernissen bezüglich der Bemannung gelangten die Galeeren am 17. September 1734 nach Stettin. 1735 besichtigte der König die Galeeren in Stettin, die man ihrer Größe halber leider nicht bis Berlin schaffen konnte. Wegen der Unterhaltungskosten scheint das zarische Geschenk allmählich dem sparsamen Herrscher etwas unbequem geworden zu sein. Was aus ihnen schließlich geworden, ist aus den mit dem 4. April 1736 endenden Akten nicht ersichtlich.

b) Ein altgermanisches Ruderboot. Betrifft hauptsächlich das berühmte Schiff aus dem 2. bis 3. Jahrh. n. Chr., das im Nydamer Moor bei Oster-Satrup am Alsenturm 1863 ausgegraben wurde. Im Okt. dess. Jahrs kam ein kleineres Boot aus Tannenholz hinzu. Das erstgenannte Boot, 23,50 m lang, 3,5 m breit, ist im Kieler Altertümer-Museum aufgestellt.

VI. Vorlage: Monatsblätter des Touristenklub für die Mark Brandenburg. 1. Okt. 1912. Darin ein Ausflug nach der sagenberühmten Stadtstelle im Walde, der Blumenthal genannt, mit Wiedergabe des Lageplanes bei Bekmann, Hist. Beschreibung der Chur- und Mark-Brandenburg 1751.

VII. Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf, Kreis Jerichow II, Provinz Sachsen. Von Hermann Busse-Woltersdorf. (Sonderabdruck aus Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Würzburg 1912). Wir sind dem eifrigen Sammler und Beobachter um so mehr für das unserer Bibliothek bestimmte Exemplar zu Dank verbunden, als wir in unserer Kurmark einem ähnlichen Kulturkreise begegnen. Die Bevölkerung war germanisch, speziell semnonisch, Früh- und Mittel-Latène Zeit, 5. bis 3. Jahrh. vor Chr.

VIII. Vorlage: Von Alt-Rixdorf zu Neukölln. Unter diesem Titel lege ich Ihnen das 42. Heft der „Gartenlaube“ von 1912 vor, S. 896 bis 900 einen unter diesem Titel auf Wunsch der Redaktion von mir verfaßten mit 10 Bildern ausgestatteten Aufsatz, der den baulichen und verkehrlichen Aufschwung unsers gewaltigen südöstlichen Stadtnachbars schildert. Ich bitte diesen Artikel als einen Nachklang zu unserer am 31. März d. J. stattgehabten Besichtigung Neuköllns zu betrachten. Vergl. auch Nr. XXI.

IX. Vorlage: Hans von Müller: E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. 2 Bände in 4 Teilen. Dem unvergleichlichen Spüreifer des Herrn von Müller ist es gelungen, das zwischen 1807 und 1844 von Hitzig angelegte Hoffmannsarchiv in 6 Etappen von 1901—1909 vollständig wieder aufzufinden und seinerseits durch zahlreiche Nova zu vermehren. Dies neue Werk ist vollständiger als Hitzig, bringt insbesondere Vieles was Hitzig verschweigen zu sollen glaubte. Der I. Band betitelt sich Hoffmann und Hippel (letzterer bekanntlich der eigentliche Verfasser des Aufrufs an mein Volk!) als Denkmal einer Freundschaft. Den 2. Band füllt Hoffmanns Briefwechsel mit Ausnahme der Briefe Hippels.

In den Büchern befinden sich die interessanten Beiträge zur Biedermaierepoche. In Berlin weilte der geniale Hoffmann von 1814 bis 1822. Er starb am 25. Juni 1822, 46 Jahr alt. Interessant ist besonders der hier geschilderte Streit mit dem Demagogenverfolger

Kamptz. In dem Roman „Meister Floh“ verspottete der Kammergerichtsrat Hoffmann seinen Vorgesetzten Kamptz unter dem Namen Geheimer Hofrat Knarrpanti. Kamptz verlangte Hoffmanns Zurrechenschaftsziehung wegen 1, Verletzung der Seiner Majestät und seinen Vorgesetzten schuldigen Treue und Ehrfurcht, 2, gebrochener Amtsverschwiegenheit und 3, öffentlicher grober Verläumdung eines Staatsbeamten während Ausübung seines Amts. Durch Verfügung des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg wurde die Sache unterdrückt, Hoffmann war schon tödlich erkrankt.

Wir können auch vom Standpunkt der Heimatkunde das Werk auf das Wärmste begrüßen.

X. Groß Berliner Kalender. Illustriertes Jahrbuch 1913. Herausgegeben von Ernst Friedel. Berlin, K. Siegismund. 400 Seiten. Gebunden Preis 2,00 M. Besprechung von Otto Monke. Das Werk enthält 60 Abhandlungen und poetische Beiträge, die in folgender Weise gruppiert sind: I. Vaterländisches, II. Groß Berlin und die Mark, III. Die Reichshauptstadt, IV. Novellen, Erzählungen, Dichtungen, V. Geschichte, Sagen, Erinnerungen, VI. Kunst und Gewerbe, Handel und Industrie, VII. Natur und Technik.

Es ist zwar keine Kunst, für ein Werk 60 Beiträge beliebiger Schriftsteller zu sammeln, es zeugt aber von erstaunlichem Scharfblick, 60 hervorragende Autoren für ein Werk auszuwählen und heranzuziehen, ja für die gestellte Aufgabe zu begeistern. Es ist dies das Verdienst unsers ersten Vorsitzenden, des Herrn Geheimrats Friedel, der bei der Leitung des schwierigen Unternehmens tatkräftige Hilfe durch Herrn Dr. Brendicke fand, und jede einzelne dieser Arbeiten genügt für sich allein, das Kalenderjahrbuch wertvoll und seinen Erwerb erstrebenswert erscheinen zu lassen. Der Gedanke des Werkes lag in der Luft; man merkt es den einzelnen Autoren an, daß sie das Bedürfnis hatten, uns etwas zu sagen, und ebenso lebhaft ist unser Bedürfnis, gerade von diesen Autoren uns etwas Bedeutungsvolles aus dem Berliner Leben in Gegenwart und Vergangenheit mitteilen zu lassen.

Die einzelnen Arbeiten ermöglichen es dem Leser, sich schnell über wichtige Fragen, die die Gegenwart bewegen, zu orientieren, z. B. der Aufsatz Dr. Dernburgs über Berlin und die Kolonien, die Arbeit Friedels über die Döberitzer Heerstraße, Försters Artikel über Berlin als Textilstadt, Dr. Kiekebuschs Abhandlung über die Hausforschung bei Großbeeren u. s. w. Andere führen uns in feinsinniger Weise in das Verständnis Berliner Kunstschatze und Sehenswürdigkeiten ein, die bisher noch nicht genügend gewürdigt sind. Da hat z. B. Fräulein Dr. Michaelson über das Ermerlersche Haus in der Breiten Straße Treffliches geschrieben und Dr. Hans Kamè in der ihm eigenen geistvollen Weise

nachgewiesen, daß die Hedwigskirche in Berlin das einzige Zeugnis von dem persönlichen Stile Friedrichs des Großen, des italienischen Klassizismus, anzusehen ist. Berliner Art und Wesen behandeln Dr. Hans Brendicke und Rektor Jülicher, Geh. Archivrat Schuster, Direktor Franz Goerke und Robert Mielke machen uns und besonders solche, die darüber zu reden oder zu schreiben haben auf gewisse Jubiläumsfeierlichkeiten fürsorglich aufmerksam. Auch die Berliner Vororte werden abgehandelt, z. B. von den Herren Grafen Thassilo von Schlieben, Dr. Netto, Prof. Spatz u. a.

Märkische Vergangenheit kommt zu ihrem Recht durch Arbeiten von Chr. Voigt, Willibald von Schulenburg, Dr. Kurt Regling, Rudolf Schmidt in Eberswalde, der die märkischen Glockensagen bespricht u. s. w. Leider können nicht alle Arbeiten hier genannt, geschweige denn recht gewürdigt werden; sie stehen alle auf der Höhe. Ich kann meine Kritik über das Werk wohl am besten durch die Mitteilung illustrieren, daß ich sofort nach Erscheinen 10 Exemplare bei meinem Buchhändler bestellt habe, und wenn trotzdem eine ernste Ausstellung an dem Groß-Berliner Kalender zu machen wäre, um die ja ein Kritiker nie verlegen sein darf, so wäre es diese: es wird bei den folgenden Bänden kaum möglich sein, sie auf der Höhe des ersten zu erhalten, weil er unübertrefflich ist. Doch soll uns der Gedanke an Saturn, der seine eigenen Kinder frißt, nicht abhalten, uns des augenblicklich vorliegenden Bandes anfrichtig zu freuen, die Leiter und Mitarbeiter des Werkes zu beglückwünschen und ihnen für die prächtige Gabe herzlich zu danken.

E. Bilder, Karten, Pläne etc.

XI. Vorlage: Neue Kunst. Mitt. der Photogr. Gesellschaft. Okt. 1912. Darin Galerie schöner Frauen und interessanter Bilder aus Griechenland.

XII. Vorlage: Berliner Kalender 1813—1913. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Mit vielen prächtigen patriotischen Bildern von Prof. Knötel, die sich auf die Geschehnisse von 1813 beziehen. Bei der sorgfältigen Herstellung der Textbeilagen haben sich der Redakteur Prof. Voss, Ernst Frensdorff, Major Noël u. a. beteiligt. Einer der schönsten Kalender, sein Preis, 1 M., ist auffallend billig.

XIII. Als Geschenk von Herrn Dr. med. Fiddicke in Freienwalde a. O. der wiederum sehr gut ausgestattete Kalender für den Kreis Oberbarnim. 6. Jahrg. 1913. Besonders sei auf Herrn Fiddickes wertvollen Beitrag „Die Besiedelung des Oderbruchs“ verwiesen.

XIV. Vorlage: Reproduktionen des ältesten Plans von Berlin von Memhardt 1650 und des Planes von 1112 angefertigt von dem

Geographischen Institut in Liegnitz. Die Karten stammen aus einer Regimentsgeschichte die Herr Generalmajor z. D. von Schwerin in Liegnitz 1912 herausgegeben und sind für Vereine pp. zu einem sehr mäßigen Preis, je 1000 Stück zusammen für 120 M erhältlich.

XV. Unser Mitglied Herr Paul Offermann in Peking übersendet drei interessante Postkarten von da her, ebenso von unserm Mitgliede Professor Dr. Friedrich Solger freundliche Grüße.

XVI. U. M. Herr Stadtv. Wilhelm Gericke stiftet in unsere von Herrn Rechnungsrat Kerkow gepflegte Bildersammlung 25 Ansichtspostkarten von der 75 jährigen Jubelfeier der Firma August Borsig. Verbindlichsten Dank!

XVII. Mit Bezug auf den heutigen Mielkeschen Vortrag (Nr. XIX) machte der Vorsitzende auf das Heft 2 der Darstellungen über früh- und vorgeschichtliche Kultur-, Kunst- und Völkerentwicklung herausg. von Gustaf Kossinna aufmerksam „Spinn- und Webwerkzeuge-Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas“ von M. von Kimakowicz-Winnicki, Museumsdir. in Hermannstad.

XVIII. Der Vors. legte eine von Fr. Elisabeth Lemke aus Italien mitgebrachte Handspindel mit Holzplatte statt Spindelstein vor, wie sie auch in Oberschlesien und in polnischen Teilen Westpreußens noch bei Menschengedenken gebraucht wurden.

XIX. Hierant hielt u. A. M. Herr Robert Mielke den angekündigten Vortrag „die Spinnstube der Provinz Brandenburg“ der mit lautem wohlverdientem Beifall begrüßt wurde.

U. M. Herr Schriftsteller August Förster hat die Güte hierüber, wie folgt, zu berichten. Die Spinnstube wird, wie der Vortragende ausführte, leider bald vollständig zu den Erinnerungen an unwiederbringlich Verlorenes gehören, ja sie ist heute bereits sehr selten geworden; aber die Ansichten sind sehr geteilt, ob über diesen Verlust an eigenartigem Volksleben zu trauern oder darüber Befriedigung zu empfinden ist, als über das Erlöschen einer kulturell nicht hoch zu veranschlagenden, ja guter Sitte nicht eben förderlichen Einrichtung. Einzelne Stimmen sind in den letzten Jahren im zweiten Sinne laut geworden, der Redner aber weiß sich eins mit zahlreichen Kennern des Landvolkes, auch mit Landpfarrern, in wohlwollender Beurteilung der erlöschenden Volkssitte und nimmt keinen Anstoß daran, daß Frohsinn und Humor, der in den Spinnstuben eine Stätte besaß, nicht immer von Übermut frei blieb. Jedenfalls war in vergangenen Tagen, als das Spinnrad noch das einzige Instrument der Garnerzeugung war, eine solche Einrichtung auch überaus nützlich und half dem unausgesetzten Garnmangel, der lähmend auf der Entwicklung der Weberei lastete, besser ab, als wenn in Häusern und Hütten vereinzelt das Spinnrad geschnurrt hätte. Denn

es wurde in dem Hause, das beim Wechsel an die Reihe kam, von 5 bis 10 Uhr fleißig gearbeitet, der betreffende Hausvater und seine Frau waren gegenwärtig, und erst nach 10 Uhr hatten, aber keineswegs alle Tage, die jungen Burschen Zutritt, mit Ausnahme desjenigen, der die lichtspendenden Kienspäne zu erneuern und in Glut zu erhalten hatte. Erst nachher wurde, nachdem die Spinnräder beiseite geräumt, zuweilen ein Tänzchen gemacht, unter Begleitung von Gesang oder irgend einem ursprünglichen Musikinstrument. Während des Spinnens aber wurde, wenn das Erzählen stockte — manche hübsche Sage, manches Volksmärchen mag so von Mund zu Mund übertragen worden sein —, das Schnurren der Spinnräder durch gemeinsames Singen übertönt. Wir besitzen aus dem 17. Jahrhundert die Handschrift eines märkischen Pfarrers, der mit großer Genauigkeit die nach seiner Darlegung sich auf 38 beziffernden Einzelarbeiten schildert, welche der Flachsbaum dem Landmann auferlegt bis zu dem Punkte, da Flachs und Werg spinnfähig waren und die Kunkel in Bewegung gesetzt werden konnte. Man gewinnt daraus den Eindruck, daß nach einer überaus mühseligen und besonders bei den letzten Vorbereitungsarbeiten des Brechens und Schwingens sehr staubigen Arbeit die Spinnstube eher eine Erholung für die mitanfassenden Bauerntöchter und die Mägde war, zumal die Spinnarbeit im Jahr meistens erst anfang, nachdem bis Ende Oktober der Flachs markt- und verarbeitungsfähig hergestellt war. Ziemlich allgemein war der Brauch, sich erst von Mitte November ab in der Spinnstube zu löblichem Tun zu vereinigen — eine Bewirtung war ausgeschlossen — und bis Mitte März an allen Wochentagen, mit Ausnahme des Sonnabends und mit Ausnahme der „12 heiligen Nächte“, nämlich der 6 Tage vor und 6 Tage nach Weihnachten, hiermit fortzufahren. Seltsamerweise galt letztere Ausnahme für Mägde und Knechte nicht. Dem von ihnen in den heiligen Nächten gefertigten Gespinst wurden besondere Eigenschaften nachgerühmt. Mit dieser Ausnahme bestand eine Absonderung der Mägde von den Bauerntöchtern anscheinend bei der Spinnarbeit nicht, nur die bis vierzehnjährigen Mädchen vereinigte man von den älteren getrennt bei der Arbeit. Einzelne Tage, wie Lichtmeß, Fastnacht und der auf den 29. November fallende Andreastag waren durch besondere Scherze, wohl auch durch allerhand Allotria ausgezeichnet, letzteres Datum z. B. durch das sogenannte „Stippen“, wobei man die Namen der anwesenden Burschen an eine Wandtafel schrieb und die jungen Mädchen mit verbundenen Augen sich dann den künftigen Schatz heraussuchen mußten. Groß war die Auswahl der Lieder, die während des Spinnens gesungen wurden und unermüdlich wurden selbst Lieder von vielleicht 100 Versen gesungen. Dem Vortragenden hat aus dem Westhavellande eine vor 40 Jahren aufgeschriebene Sammlung von Spinnstubenliedern vorgelegen, 3 Bände stark und für

die erstaunliche Tatsache sprechend, daß diese Lieder fast ohne Ausnahme von den Sängerinnen auswendig gewußt wurden. Die Zahl der Lieder ganz alten Datums ist verschwindend gering, es sind meist solche aus dem 18. und 19. Jahrhundert, wie „In einem Tale friedlich stille“, „Denkst Du daran, mein tapferer Laczienka“, „Zu Mantua in Banden“, „Fern im Süd das schöne Spanien“ u. s. f. Ein besonders langes und aus d. J. 1810 betrifft die Königin Luise und ihr vorzeitiges Scheiden, auch ein 1870 nach der Kriegserklärung gedichtetes Lied schlägt kräftige, vaterländische Töne an. Im ganzen aber gewinnt man den Eindruck, daß die ibrem völligen Erlöschen entgegengehende märkische Spinnstube, auch abgesehen von der veränderten Beleuchtung, seit 50 oder 60 Jahren schon nicht mehr das war, was sie viele Jahrhunderte lang für das Landvolk gewesen. Denn fast ganz so, wie es noch aus Zeugnissen des 14., 17. und 18. Jahrhunderts uns entgegentritt, beschreibt die Edda das vereinte Spinnen der Mägde in der Gesindestube. Die Wandlung kann nicht überraschen, es ist eher verwunderlich und spricht für das Beharrungsvermögen in diesen Dingen, daß die Spinnstube beinahe ein Jahrhundert das technische Ereignis überdauert hat, das ihr den Boden entzog und das Handgespinst dem Maschinengespinst nicht mehr wettbewerbsfähig machte. Daß der Umwandlungsprozeß eigentlich erst vor 20—25 Jahren seinen Abschluß gefunden hat, als ländliche Leinen-Spinnerei und -Weberei in unserer Provinz endgültig in die Städte Sorau, Cottbus und Vetschau wanderte, spricht auch für die schonende Art, mit der überall vorgegangen worden ist. — In dem sich anschließenden Meinungs-austausch wurde noch darauf aufmerksam gemacht, daß die Spinnerinnen es liebten, ihren Rocken mit bunten, über Kreuz gebundenen Bändern zu zieren und in mit Inschriften versehene Stoff- oder Papierhauben zu stecken. Es wäre erwünscht, daß solche mit Inschriften versehene Rockenhüllen, wo sie sich noch finden, dem Museum überwiesen würden.

XX. Nach der Sitzung zwanglose Zusammenkunft im Hofbräu, Potsdamer Straße 127/128.

XXI. Wortlaut der Vorlage zu Nr. VIII dieses Protokolls:

Von Alt-Rixdorf zu Neukölln

von Ernst Friedel.

Durch die Umtaufung des 552 Jahr alten Namens des Berliner Vororts ist auf ihn die allgemeine Aufmerksamkeit ziemlich plötzlich gelenkt worden. Geleugnet kann es nämlich kaum werden, daß sogar viele Berliner und Groß-Berliner nur eine ziemlich unbestimmte Vorstellung von Rixdorf haben, daß ihnen die Umbenennung und ihr Anlaß überraschend kam, daß auch die meisten noch jetzt nichts Rechtes mit

der Bezeichnung Neukölln anzufangen wissen. Denn aufgesucht wurde Rixdorf von jeher eigentlich fast nur von Geschäftsleuten und den untern, dort ihr Sonntagsvergnügen in zahlreichen Lokalen suchenden Klassen Berlins.

Daß Rixdorf oder Neukölln eine eigenartige, moderne Großstadt-bildung ist, die ihresgleichen nicht zum zweitenmal in Deutschland hat, dafür legt allein schon das beispiellose Anwachsen der Bevölkerung vollgültig Zeugnis ab. Die Bewohnerzahl der Bevölkerung betrug rund: 1840: 600; 1880: 19 000; 1893: 50 000; 1900: 90 000 und wird demnächst 250 000 erreichen. Bei der 153 513 Einwohner ergebenden Volkszählung von 1905. ward ermittelt, daß Rixdorf mit 69 v. H. die bedeutendste Zunahme unter allen deutschen Städten hatte, dagegen Berlin damals nur 8 und selbst das gewiß reiche Charlottenburg nur 27 v. H. Bei der Einweihung des neuen Rathauses am 3. Dezember 1908 gab der Rixdorfer Magistrat eine Denkschrift heraus, in der es bescheidenlich heißt: „Diese rasche Vermehrung der Einwohnerzahl hat ihren Grund in der außerordentlich günstigen Lage Rixdorfs zu Berlin. Von allen Vororten reckt sich das Stadtgebiet mit seinen beiden nördlichen Ausläufern, der Hasenheide und dem Kottbuser Damm, die beide mit einer Straßenbreite zu Berlin gehören, am weitesten dem Zentrum der Reichshauptstadt entgegen. Die leichte Erreichbarkeit des industriellen Ostens und der großen Berliner Zentralbehörden macht es als Wohnsitz besonders geeignet für Leute des Mittelstandes, den Beamten, den Handwerker und für den Arbeiter.“ — Wir werden sehen, daß aber auch noch andere wichtige Faktoren zum Aufblühen beigetragen haben.

Unter diesen außerordentlichen Umständen ist es lohnend und reizvoll, einen Blick auf die „Urgeschichte“ Alt-Rixdorfs zu werfen. Der Johanniterorden als Nachfolger der verpönten Templer besaß wohl schon im 13. Jahrhundert die Umgegend: Tempelhof, Mariendorf, Marienfelde und Richardsdorf. Der Name wird vermutungsweise mit einem der beiden englischen Heiligen namens Richard in Verbindung gebracht, am geeignetsten St. Richard, König der Angelsachsen, einem Freund des hl. Bonifaz, oder, außer diesen, mit einem dritten Richard, dem heldenhaften Löwenherz, einem Freunde des Templerordens. Erwähnt wird unter diesem Namen zuerst ein bloßer Hof, und dieser wird laut Urkunde des Statthalters der Mark Brandenburg vom 26. Juni 1360 in ein Dorf mit 25 Hufen, jede zu 10 Morgen Landes, umgewandelt.

Demnächst entspannen sich häufig Grenzstreitigkeiten mit den Johanniterrittern, die sogar die Städte Kölln und Berlin, wiewohl vergeblich, zu überrumpeln versuchten. Wenige Wochen später, am 23. September 1435, verkaufte der Orden die Güter Mariendorf, Marienfelde und Rixdorf an die zwei Städte Berlin und Kölln für 2439 Schock

und 40 Groschen. Böhmisches-Rixdorf wurde dadurch Kämmereidorf, jedoch nur als Lehen. Berlin erhielt zwei Drittel, Kölln ein Drittel der Nutzungen. Durch Vergleich vom 24. August 1453 ging der Ort in Alleinbesitz von Kölln über, nur die Nutzung von dem großen Holze hinter Rixdorf verblieb Berlin nach wie vor zu zwei Dritteln. Nach Einführung der Reformation im Jahre 1546 übertrug der Johanniter-Orden das Pfarrbesetzungsrecht auf beide Städte, die bekanntlich 1709 unter dem Gesamtnamen Berlin vereinigt wurden. Das Patronatsrecht Berlins über Rixdorf dauerte aber noch lange fort, 1890 erlosch das Schulpatronatsrecht des Berliner Magistrats und gar erst 1894 das Kirchenpatronat über die alte Kirche, denn mit der böhmischen Kolonie und der böhmischen Kirche Rixdorfs hatte Berlins Magistrat niemals etwas zu tun, weil die böhmischen Kolonisten auf dem von König Friedrich Wilhelm I. angekauften Lehnschulzengut im Jahre 1737 angesiedelt wurden und sich ein eigenes Bethaus zulegten. Das hing damit zusammen, daß damals eine herrnhutische Gemeinde in dem böhmischen Flecken Gerlachsheim mitsamt ihrem Prediger Augustin Schulz sich wegen konfessioneller Bedrückung nach Preußen um Aufnahme wendete. Der König baute das Schul- und Anstaltshaus und für die lutherischen und reformierten Böhmen Kirchen. Der Hauptteil der Einwanderer legte sich mit Erfolg auf die Wollen- und Kattunweberei.

Die herrnhutischen Familien haben ihre strenge Familienzucht, Genügsamkeit und Sitteneinfachheit trotz ihrer geringen Anzahl bewahrt. Die sich mit „Du“ und „Schwester“ oder „Bruder“ anredenden Mährischen Brüder vereinigen sich in ihrem einfachen Kirchlein zum Ostergang vor Sonnenaufgang unter Posaunenbegleitung ein Lied singend. Hierauf wird auf die Bedeutung des Festes hingewiesen, wobei der Geistliche und die Mitglieder sitzenbleiben. Die gemeinsam gesprochene Bekräftigungsformel lautet: „Das ist gewißlich wahr“. Dann geht es in geschlossenem Zuge wieder unter Posaunenklang nach dem in der Kirchhofsstraße belegenen Friedhof, jede der drei Korporationen: Evangelisch-lutherische böhmische und evangelisch-reformierte böhmische Bethlehemsgemeinde sowie die evangelische Brüdergemeinde haben einen gesonderten Gottesacker sowie etwas voneinander abweichende Ritualgebräuche. Auf dem Kirchhof findet eine Andacht statt, die Namen der seit dem letzten Ostergange Heimgegangenen werden verlesen, die Gemeinde singt einen Choral und kehrt nach dem Betsaal zurück, wo als Brüdermahl ein einfaches Frühstück eingenommen wird. Links sitzen die Männer, rechts die Frauen mit ihrem altüberlieferten Kopfputz. Er besteht aus Häubchen, die mit verschiedenfarbigen Bändern anmutig geschmückt sind, je nachdem es sich um Ehefrauen, Witwen oder Jungfrauen handelt. Auch die Konfirmandinnen tragen besondere Abzeichen. Dieser friedliche Ostergang, den auch viele Unbeteiligte nicht ohne Rührung betrachten,

steht in merkwürdigen Kontrast zu dem lebhaften, durchaus großstädtischen Verkehr draußen auf der Straße.

Zum Abschluß der geschichtlichen Erinnerungen sei noch angeführt, daß Rixdorf von den üblichen Drangsalen nicht verschont geblieben ist. Die Kaiserlichen, insbesondere das vielgenannte Regiment Torquato Conti hauste hier 1628 und 1629 durch Brandschatzungen übel und wurde in ähnlicher Weise von den Schweden abgelöst, die 1639 die Kirche verbrannten. Die Bevölkerung schmolz zusammen, und 1652 waren nur noch acht Höfe besetzt. Vom 3. Oktober 1760 ab plünderten in Rixdorf die Kosaken, auch 1806 und 1813 hatten die Bewohner unter Kontributionen und Requisitionen schwer zu leiden. Dazu kamen zwei gewaltige Brandschäden, am 20. Januar 1803 und am 28. April 1849. An letzterem Tage schoß ein wahrscheinlich angetrunkener Arbeitsmann nach einem Storch auf einem Scheunendach. Dies galt als ein strafwürdiger Frevel, da der Storch als ein heiliges Tier angesehen wird, und zog sofort auch eine schreckliche Sühne nach sich. Der glimmende Schußpfropfen aus Werg zündete das Strohdach an. Der Wind tat ein übriges, und nach wenig Stunden waren nicht weniger denn 52 Wohnhäuser, 28 Scheunen und 74 Ställe niedergebrannt und über 100 Familien obdachlos. Allerdings sprang sofort der bewährte Wohltätigkeitssinn der Berliner ein, die in Scharen nach dem Nachbardorf eilten, um den Brandschaden zu besichtigen. Auch der König und die Behörden spendeten reichliche Unterstützungen; dennoch hat es lange gedauert, bevor die Schäden dieser Feuersbrunst einigermaßen ausgeglichen wurden.

Von da ab sind Katastrophen und sonstige schwere Ereignisse glücklicherweise in Rixdorfs Chronik nicht mehr zu verzeichnen gewesen, vielmehr nur erfreuliche, förderliche. Schon im Jahre 1876 hatten die dortigen „Dörfler“ eine Industrie- und Gewerbeausstellung im größeren Stile veranstaltet, die berechtigtes Aufsehen erregte.

Am 1. April 1899 erhielt Rixdorf Stadtrechte, und das ist für den damit auf eigene Füße gestellten Vorort zu einer großen Wohltat geworden. Die Behörden haben alles getan, um den Ort zu heben. Beweis dessen das städtische Amtsgericht, die gewaltigen Reichspostanlagen und das Polizeidirektionsgebäude. Dem evangelischen Gottesdienst sind drei neue Kirchen gewidmet: die städtische Magdalenen-Kirche an der Bergstraße gegenüber der Jonasstraße, die Genezareth-Kirche an der breiten, platzartigen Schillerpromenade und die Martin-Luther-Kirche. Auch an der Nansenstraße 34 im Gartenhaus wird Gottesdienst abgehalten. Den Katholiken ist die Pfarrkirche Neukölln-Stadt an der Prinz-Handjery-Straße 82 und eine zweite Pfarrkirche für Neukölln-Britz, Kranoldstraße 22/23, gewidmet.

Es wurde erwähnt, daß die Festschrift des Magistrats vom Jahre 1908 den Aufschwung Neuköllns bescheidenlich der günstigen Lage der

Stadt zuschreibe, die Gerechtigkeit verlangt aber noch die Anerkennung, daß die Städtischen Behörden ganz außerordentlich viel für das überraschende Aufblühen getan haben. Der Magistrat, an der Spitze die beiden umsichtigen Oberbürgermeister Boddin und Kaiser, haben es verstanden, trotz der bescheidenen Steuererträge und der großen Lasten für das Armen-, das Schul- und das Krankenwesen, mit Hilfe zweckdienlicher Anleihen die Finanzgebarung Neuköllns musterhaft auszugestalten. Der Zuschlag zur Staatseinkommensteuer hat sich auf 100 v. H. erhalten, wobei Einkommen von nicht mehr als 660 Mark steuerfrei bleiben. Die neue Gasanstalt ist eine Musteranlage, die wiederholt von auswärtigen Fachmännern besucht wurde. Die Wasserversorgung, aus Tiefbrunnen in Johannisthal, wird von den Charlottenburger Wasserwerken seit 1888 und die Elektrizität für Beleuchtung und andere Zwecke durch die Neuköllner Werke bewirkt. Seit 1907 ist eine Berufsfeuerwehr eingerichtet, und die freiwillige Löschhilfe wird nur in außergewöhnlichen Fällen noch beansprucht. An höheren Lehranstalten ist das in rotem gotischen Ziegelbau stattlich aufgeführte Kaiser-Friedrich-Realgymnasium an der Kaiser-Friedrich-Straße, die Oberrealschule an der Emser Straße und die höhere Mädchenschule an der Berliner Straße zu erwähnen. Das Städtische Hochbauwesen wurde bis vor kurzem von Stadtbaurat Kiehl verwaltet, der jetzt zum Zweckverband „Groß-Berlin“ übergetreten ist. Gerade wie Stadtbaurat L. Hoffmann das Berliner Stadtbild in den verschiedensten Stadtgegenden nicht bloß belebt, sondern geradezu erst geschaffen hat, so gilt dies von den Kiehlschen Bauten für Neukölln. Für den hiesigen Architekten kam der Vorteil hinzu, daß meistens gleichzeitig die ganzen Straßenzüge entstanden und die amtliche Architektur in mancher Hinsicht auf den Privatbau einwirken konnte, während in Berlin gewöhnlich die offiziellen Bauten erst entstehen, nachdem die Nachbarschaft längst, vielleicht seit Jahrzehnten oder Menschenaltern, bereits auf- und ausgebaut ist.

Das stolze neue Rathhaus, das vollendetste Werk Kiehls, dürfen wir nicht übergehen mit seiner wuchtigen äußeren Quaderarchitektur und seinem mächtigen Uhrturm, während die Rathhausdiele und das Treppenhaus, an Danziger Vorbilder erinnernd, Würde mit Gefälligkeit vereinigen, ebenso die obere und die untere Halle sowie die Sitzungssäle des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung.

Ein Riesenbau von Schulanstalten, über 5000 Kinder bedenkend, ist an der Boddinstraße jüngsthin aufgeführt. In einem der Gebäude befindet sich das hauptsächlich durch den unermüdlichen Eifer des Kustos Fischer zusammengebrachte Städtische Schulmuseum; eine andere, von dem verstorbenen Kiesgrubenbesitzer Franz Körner herrührende und vorläufig noch in den von letzterem angelegten Museumsräumen an der Jonasstraße aufbewahrte Sammlung soll mit der ersterwähnten

Kollektion zu einem städtischen Neuköllner Museum auf dem vormals Körnerschen Gartengrundstück, das von der verlängerten Jonasstraße durchschnitten wird, zusammengelegt werden. Der Neubau, für den bereits im neuen Etat 170 000 Mark beantragt sind, wird das Museum mit zwei Abteilungen aufnehmen, Abt. A für angewandte Naturkunde und Abt. B für Vorgeschichte, Geschichte und Völkerkunde. Diese öffentliche Sammlung, genau berechnet auf das Lehr- und Lernbedürfnis einer vorwiegend industriellen Bevölkerung, wird einen Vortragssaal und den ganzen Apparat, den die moderne Museumstechnik mit Rücksicht auf möglichste Nutzbarmachung erheischt, erhalten.

Wir können von den öffentlichen Bauten der Stadtgemeinde Neukölln nicht scheiden, ohne des großartigen Krankenhauses in Buckow zu gedenken, das allmählich zu einer mustergiltigen Anstalt entwickelt wird, das bereits mehrere hundert Betten zur Verfügung stellt und dabei erweiterungsfähig ist. Die geschmackvolle, den Kranken besonders wohlthuende äußere und innere Ausstattung des Pavillons verdient alles Lob.

Gehen wir zu Privatbauten über, so hat Neukölln etwas voraus vor allen andern Großberliner Gemeinden, das ist die genossenschaftliche Bautätigkeit der Gesellschaft „Ideal“ besonders auf dem Gebiet der Kleinwohnungen (1 bis 3 Zimmer), die mit allem Komfort der Neuzeit, Zentralheizung, Warmwasserversorgung für alle häuslichen Zwecke, Entstäuberanlagen (zur Vermeidung des lästigen Staubklopfens) eingerichtet sind. Niemand sollte versäumen, sich die auf vier großen Höfen (die Ideal-Passage) mit Gartenanlagen ausgestatteten Häuser zwischen der Fulda- und Weichselstraße, den gelben 1, den grünen 2., den grauen 3. und den violetten 4. Hof anzusehen. Dieselbe Gesellschaft hat in dem anstoßenden Britz 50 000 qm an der Hannemann- und Franz-Körner-Straße zu beiden Seiten der Rungiusstraße erworben und bereits anzufangen, Kleinhäuser mit ähnlicher Ausstattung zu bauen.

So sehen wir in und bei Neukölln überall pulsierendes frisches Leben, was und wie aber Alt-Rixdorf war, das mögen unsere Leser auf einer Wanderung nach dem Richardplatz, auf und an dem noch einige alte Bauern- und Kolonistenhäuser stehen, sich vergegenwärtigen. Den Rückweg wähle man an dem freundlich geschmückten Hertzbergplatz vorbei längs der Alleebäume der sich stattlich entwickelnden breiten Kaiser-Friedrich-Straße und der nach mir benannten Friedel- und Grünauer Straße zum Görlitzer Bahnhof, von wo vielfache Verbindungen nach allen Stadtgegenden sich öffnen. Der Volksdichter Karl Weise aus Freienwalde a. O. war in einem im Jahre 1874 gedichteten Liede mit einem bescheidenen „Hafer-Motor“ zufrieden:

„Wer von Berlin nach Rixdorf reiste,
Den gab man einst verloren schon;
Und wen der Sand nicht ganz verspeiste,

Der hieß Fortunas Lieblingssohn.
 So klang's vor mehr denn dreißig Jahren,
 Drum stand nach Rixdorf nie mein Sinn,
 Denn nichts als Dünger sah man fahren
 Aus Spree-Athen nach Rixdorf hin.
 Jetzt giebt's Palais und prächtige Straßen,
 Daß jedes Auge staunen muß;
 Nicht eine Kuh mehr sieht man grasen,
 Auch fährt dorthin ein Omnibus.
 Man fragt nicht mehr nach Mond und Sternen
 Wie einst, sobald's hier finster ward,
 Denn zahllos farbige Laternen
 Tun's dar, wo Labung unser harrt."

Wie begeistert würde der selige Karl Weise heute über das neuste Rixdorf-Neukölln sich freuen!

Kleine Mitteilungen.

Die Näpfchen an der Berliner Nikolaikirche. Um die Außenwand der Nikolaikirche läuft in geringer Höhe über dem Erdboden ein Gesims aus Sandstein. Darin befinden sich kugelrunde Vertiefungen oder Näpfchen in Größe einer halben Walnuß. Dergleichen künstliche Aushöhlungen kommen an mittelalterlichen Gotteshäusern anderer Städte (Fürstenwalde, Bernau, Nauen, Spandau, Treuenbrietzen, Frankfurt a. O. usw.) außerordentlich häufig vor; doch selten in Berlin. Gelehrte und ungelehrte Leute haben sich über die Bedeutung dieser Zeichen schon den Kopf zerbrochen und Erklärungen in so großer Zahl herausgetüftelt, daß man sie gar nicht alle aufzählen kann. So sieht man z. B. die Näpfchen an der Kirche zu Nauen als Kugelspuren aus der Franzosen- oder Schwedenzeit, in Bernau als Erinnerungszeichen an die Geburt von Mädchen an; anderwärts glaubt man, Kranke hätten sich aus den Steinen des heiligen Gebäudes etwas Rotstein herausgeschabt, um den Stoff ihren Salben und Mixturen zuzusetzen. In Berlin hat man die Sache natürlich zu erklären gesucht. Selbst die sogenannten alten Leute meinen hier, die fallenden Tropfen der Dachtraufe haben den Stein gehöhlt. Freilich übersehen sie dabei, daß vollkommen ähnliche Näpfchen an anderen Kirchen auch an solchen Stellen vorkommen, die außerhalb des Bereichs der Dachtraufe liegen.

Otto Monke.

Märkische Voksmedizin. Ein abergläubischer Brauch bestand bis vor ein paar Jahren noch in Lichterfelde bei Eberswalde, Kreis Ober-Barnim. Wenn jemand schwer krank wurde, schickte man zu den Kirchenvorstehern, welche die durch die Gutsherrschaft 1651 gestifteten, noch jetzt vorhandenen Abendmahlsgesirte aufbewahrten. Die Kirchenvorsteher schabten alsdann etwas von dem Metall des Abendmahlskelches ab und geben dies in einem Stückchen Papier für den Kranken mit. Zu Hause wurde dies

Metallpulver in ein Glas mit lauwarem Wasser getan und dann mußte der Kranke diese Volksmedizin mit einem Zug leer trinken. An dem Kelch sind die Schabspuren noch jetzt deutlich sichtbar. — Ober-Barnimscher Kreis-kalender 1911. S. 104 Beiläufig ist ein ähnlicher Volksbrauch von Kirchenglocken in der Mark bekannt. Das Märk. Museum besitzt eine Glocke von der zu ähnlichen Zweck Metall abgeschabt worden ist. E. Friedel

Heil unserm Könige! (Ein Soldatenlied aus dem Jahre 1813. Aus dem Tagebuch, das der Grenadier Christian Wienecke aus Rosensdorf bei Lenzen/Elbe während des Feldzuges 1813—15 geführt hat.) Mitgeteilt von Friedrich Wienecke.

Heil unserm Könige!
Niemand ruft Ach und Weh',
Treu sind wir nur.
Gott hat es wohl gemacht,
Froh gehen wir zur Schlacht
Und Rußlands Kaiser mit.
Gott gibt uns Glück!

Die Russen stehen schon
Um unsern Königsthron
Und schützen ihn.
Lieben sie wie Brüder jetzt.
Niemand die Pflicht verletzt!
Nun zu den Waffen ran
Auf Frankreich los!

Das gute Preußen Korps
Rückt nun schon tapfer vor
Mit Frankreich im Streit.
Und York und Wittgenstein
Machen die Feinde klein,
Blickt nur nach Leipzig hin.
Gott gibt uns Glück!

Alles wird wieder blüh'n,
Wenn wir nach Frankreich zieh'n
Jüngling und Greis.
Gott hat es wohl gemacht.
Froh gehen wir zur Schlacht.
Keiner, der weig're sich,
Jeder komm' mit.

Fragekasten.

R. M. In der Nähe vom Mühlendamm soll eine Sage oder alte Erzählung von einer Wäscherin umlaufen. Wer kann uns darüber Auskunft geben?

R.M. Die Leiche der Königin Luise soll in der Nacht vor der Überführung nach Berlin in einer Scheune in der Weddingstraße aufgebahrt gestanden haben. Wo war das Gebäude, das vor etwa 30 Jahren noch vorhanden war, belegen?

Prof. M. Das Wort „Querder“, die Larven- und Jugendform unsers früher in der Panke häufigen Neunauges hängt mit dem Wort „Köder“ zusammen. Der Querder wurde z. B. als Köder für den Forellenfang benutzt.

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma **Gebr. Blum, Zigarrenfabrik, Goch (Rheinland)** bei, auf welchen an dieser Stelle besonders hingewiesen wird.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin, Bernburgerstr. 14.